

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

147 (29.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Schrenergärtchen

Von Rene Voigt

Die alte Welt hier sich alleene
Is unser Gärtnchen, aloom es's nur.
Da drinn schrieht's und bliebt's do' s'phenel
Mir bamm ämbd Sinn hier de' Raddur.
Ne wahrer Staat is es Gemiele,
Das ädas aus unsern Beeten awilt,
Un jedesmal, wenn ich's beziehe,
Da guat's mich an so danterfüllt.
Die Blieschen frei'n sich ooch nicht minder,
Un leichten noch ämol so bunte.
Das wärd mal was hier unsre Ginder...
(Vorleisch bamm mer bloß ä Hundl)

Die Reichsbahn...

Eine moralische Anstalt

Die Reichsbahn wird zwar, was die Lokomotiven anbelangt, mit Dampf betrieben. Die sittlichen Grundbegriffe ihrer Direktoren aber, insbesondere der „ständigen Tarifkommission“, stammen noch aus der Zeit des Posthorns und des Landauers. Deutschland hat, was werten Kreisen unbekannt ist, eine Verfassung. In dieser Verfassung stehen die besten und herrlichsten Dinge, ohne daß sich jemand veranlaßt fühlt, von ihnen Kenntnis zu nehmen. Unter anderem heißt es da: „Die Mutterhaft hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge des Staates.“ Und seit damit die uneheliche Mutter den ehelichen Müttern gleich. Die Reichsbahn jedoch kann sich nicht entschließen, von einer Terminologie abzugeben, die sich über die „Gartenlaube“ bis zur Courts-Mahler erhalten hat, und noch vor wenigen Jahren im sogenannten Sittenfilm fröhlichen Aufstand feierte. Für die Reichsbahn sind Mütter, deren Kind nicht in handesamtlich beglaubigter Gemeinschaft erzeugt wurde, gefallene Mädchen. Gefallene Mädchen — das gibt es noch! Und freudlicherweise gewährt ihnen die deutsche Reichsbahn Fahrpreismäßigungen. Wenn uneheliche Schwangerer durch einen Fürsorgeverband in ein Heim geschickt werden, so dürfen sie auf halbem Fahrpreis fahren. Dafür müssen sie in Kauf nehmen, sich — die auf die Formulare gedruckt, „gefollene Mädchen“ schimpfen zu lassen. Ja, wenn sie abgetrieben hätten! Dann bekämen sie zwar keine Fahrpreismäßigungen, wären aber auch nicht „gefollene“. Da sie aber willens sind, Leid und Glüd der Mutterhaft auf sich zu nehmen, fallen sie der moralischen Verdammnis leitens der deutschen Reichsbahn anheim.

Eine Aufforderung des Bundes deutscher Frauenvereine, die Formulare umzuändern, wurde abschlägig beschieden. „Ihr Wunsch auf Befreiung des Ausdrucks „gefollene“ bei Gewährung der Fahrpreismäßigungen kann angesichts des Beschlusses der ständigen Tarifkommission zu unserm Bedauern nicht berücksichtigt werden...“ Nach dem Beschluß der ständigen Tarifkommission soll der Kreis der zur Inanspruchnahme der Fahrpreismäßigungen Berechtigten nunmehr im Tarif wie folgt gekennzeichnet werden: Die herkömmlich tätigen Pflener und die Leiter der im Deutschen Reich anstehenden Vereine, die sich ausschließlich folgender Fürsorge widmen: a) für gefallene Mädchen und Frauen, b) für gefallene und sittlich gefährdete Mädchen und Frauen. Man beachte bitte den keinen Unterschied zwischen „gefollene“ einerseits und „gefollene und sittlich gefährdet“ andererseits. Wie wäre es, wenn man diese Kennzeichen auch außerhalb des Abteils anbrächte, ähnlich der Klassifizierung „Reisende mit Hund“? Und wie wäre es ferner, wenn man der ständigen Tarifkommission einmal einen Kalender vor Augen halten würde? Bestimmt sind die Herren auch in ihrem politischen Denten hundert Jahre zurück!

S. C.

Zum Brand des Münchener Glaspalastes

Tom Vorstand des Reichsverbandes bildender Künstler, Gau Südwestdeutschland, wird uns geschrieben: Noch kein Ereignis hat bisher bei der deutschen Kunstlerschaft

und den Kunstfreunden eine derartige Erschütterung ausgelöst, wie die furchtbare Brandkatastrophe des Münchener Glaspalastes.

Die Nachwirkung dieses grenzenlosen Unglücks wird zweifellos noch lange Zeit die Gemüter bewegen und die Frage, wie ein solches Geschehen, nach menschlichem Ermessen in Zukunft vermieden werden könnte, wird überall lebhaft erörtert werden.

Der Verlust der Aussteller, welche in der gegenwärtig für die Künstler besonders schweren Zeit um den wohlverdienten Lohn für ihre Mühe und Arbeit gebracht wurden, ist groß.

Jetzt, nachdem das große Unglück geschehen, fragt man sich: Ja — müssen es denn gerade die Originale sein, welche bei solchen Gelegenheiten einer so naheliegenden Gefahr ausgesetzt werden? — Würden da (selbstverständlich nur sehr gute) Kopien nicht denselben Zweck erfüllen? — Hier könnte wohl — und das soll auch der Zweck dieser Zeilen sein — Vorbehalte getroffen werden, indem die maßgebenden Stellen durch berufene Künstler ihre heroischen Werte kopieren lassen, um für die Zukunft die Originale nicht mehr aus der Hand geben zu müssen.

Einer großen Anzahl von Künstlern könnte durch derartige Aufträge über die schlechten Zeiten hinweggeholfen werden, zumal

doch ohne Zweifel für die vernichteten Bilder ganz erhebliche Versicherungssummen ausbezahlt werden.

Verschiedenes

Eine „Musikpädagogische Tagung“ veranstaltet der Reichsverband Deutscher Tonkünstler und Musiklehrer vom 2. bis 6. Juli 1931 in Bad Pyramont. Im Mittelpunkt der Tagung stehen die brennenden Tagesfragen der modernen Musikerverziehung und die in unserer Zeit besonders schwerwiegenden wirtschaftlichen Fragen des Berufsstandes der Tonkünstler und Musiklehrer.

Im Schatten der Großen. Es ist nicht sehr bekannt, daß der große Komponist Max Weber einen Neffen hatte, der auch komponierte. Als nun eines Tages der weltberühmte Meister gestorben war, setzte sich der Neffe hin und komponierte eine Trauermusik. Die er dem Maestro Koffini vorlegte. Koffini prüfte die Musik genau, gab sie dann dem Neffen zurück und erwiderte auf die Frage, was er davon halte: „Nicht gerade schlecht. Aber es wäre mir lieber gewesen, Sie wären gestorben und Ihr Onkel hätte eine Trauermusik auf Ihren Tod geschrieben.“

Der arme Teufel im Luxushotel

Heute mußte Max einen Herrenmantel zu Herrn Doktor Kolbe in der Passauer Straße bringen. Der Mantel war nur aufgehängt worden; es war ein schwerer, prächtiger, ein richtiger „Herrenmantel“, made in Manchester.

Max hatte heute wieder keine Windjacke an. Die Mutter hatte heute Morgen gemeint, daß sein bester Rod geschont werden müßte.

Eben jaulte die Elektrische vorüber, die Max nach der Passauer Straße bringen mußte. Mühsam stand er an der Haltestelle, um auf die nächste Bahn zu warten. „Wenn es nicht so weit wäre, würde ich laufen“, dachte er. Der Verdienst von einer halben Mark schwebte ihm vor. Es wurden daraus Zigaretten, Bonbons, Schokolade. Tagelohn bekam er erst wieder in vierzehn Tagen. Er setzte sich in Trab.

Wählich fiel ihm ein: „Warum den Mantel so schleppen? — Anziehen! — Wie ich darin wohl aussehen mag?“ stellte er sich vor. Immer schwerer wurde der Mantel auf seinem Arme. Max entließ sich der schönen, breiten Revers und der wattierten Schultern. Er lächelte glücklich. Der junge Mann in der Windjacke trat in einen Saal. Daraus kam ein paar Augenblicke später ein aufgelegter Herr, der einen Wandseppermantel trug, mit breiten Revers und wattierten Schultern.

Es war, als wären mit diesem Mantel auch neue Eigenschaften auf Max übergegangen. Eigenschaften von weitreichender, verheerender, zerstörender Wirkung. Er wusch in den Mantel hinein, Mädchen, die keine Windjacke tragen übersehen hatten, lächelten ihn an. Eine alte Frau, die Streichböser verkaufte, drängte sich an ihn heran und ließ ihn etwas abkaufen. Er wollte ihr schon einen Groschen geben; da fiel ihm im letzten Moment ein, daß eine so geringe Gabe nicht zu dem Mantel passen würde. Der Mantel verpöfelte da er aber nicht mehr geben konnte, ging er weiter, ohne zu lächeln, die Hände in den Taschen, wo er im Geist ein großes, großes Portemonnaie umfaßte. Der Mantel hatte eine geheime Antiriefkraft, Max entdeckte, daß seine Beziehungen zu den Mädchen ausschließlich geordnet waren, seitdem er den Mantel trug. Die Diktans war beträchtlich verringert, selbst die Diktans an dem Portier des großen Hotels, an dem er eben vorüberging. Auf diesen Mantel konnte keiner nicht mehr berühren. Dieser Mantel öffnet Max alle Türen; selbst der riesige, galonierte Portier würde die Drehtür für ihn öffnen.

Und da dachte es Max; er konnte einfach nicht widerstehen; es war gar nicht Max; es war der Mantel, es waren — sagen wir einmal — die Gewohnheiten des Mantels. Max huschte durch die Drehtür des Hotels. Damen in den Pelzen, Herren mit ihren Zigarren im Munde, Kagen, Kellner liefen an ihm vorbei. Argwohn erlöste Max hand in der Halle des großen Hotels. Er hatte noch die Kraft, sich in einen Sessel fallen zu lassen. Den Mantel behielt er an. Bei dem herbeieilenden Ober bestellte er „einmal Kaffee“. Er dachte daran daß eine Tasse Kaffee in der kleinen Konditorei, wo er manchmal mit Elie sah, nur dreißig Pfennige kostete. Er begann jetzt im Mantel zu schwitzen.

Der Kellner brachte ein Gefäß. Max wollte sagen: Ich kann es nicht bezahlen, ich habe 50 Pfennige bei mir. Ich wollte nur... Der Kellner schenkte schon ein. Ein schwarzes Gefäß duftete. Max wäre noch weggelaufen, an Kagen, Kellnern, Frauen, Bankdirektoren vorüber, auf die Straße hinaus. Aber der Mantel zwang ihn auf den Stuhl. Max hatte keinen Willen mehr; nur der Mantel handelte, bestimmte sein Handeln; Max trank das duftende Getränk aus einem stillam niedrigen Schälchen. Es war eigentlich nicht mehr Max, der hier saß, sondern der Doktor Kolbe, dem der Mantel gehörte. Es war so schön, so sitzen in einem Beir der großen Welt und den Geigen und Sarcophonen zu lauschen, nach deren Rhythmus wunderbare Frauen tanzten.

Aber der Ober sagte plötzlich: „3 Mark 30, bitte!“ Die Geigen und die Sarcophone im Lerraum waren längst verstummt. Die Drehtür war in dauernder Bewegung. Gäste und Fremde strömten hinaus, hinein; man mußte sich für den Abend umziehen.

„3 Mark 30, bitte!“

Jetzt half ihm der Mantel nicht mehr. Max verlor die Haltung. Der Mantel ließ ihn jämmerlich im Stuhl. Max begann zu notieren. Sein Gesicht war schon ganz rot. Er hatte ganz vernehen, daß er einen schönen, teuren Mantel trug. Er hatte nicht mehr die Vorstellungskraft seiner Rolle, die er in dem fremden Mantel zu spielen hatte, um lässig, wie es die Situation erforderte, in die Tische zu greifen, lässig schlusszufassen, daß er die Briefstiche verloren oder verlegt haben müßte; hier ist meine Drehtür; rufen Sie meine wegen des Geschäftsführer! Nein, Max hand da wie ein reuiger Sünder. Er sah gar nicht mehr in den Mantel hinein; er schräumte zusammen.

„3 Mark 30?“ flüsterte Max. „Meine Mutter wird Ihnen das Geld bringen. Lassen Sie mich los; ich muß diesen Mantel abliefern.“ Aber der Ober zog ihm höflich den Mantel aus. „Abnehmen Sie er, ohne zu schelten, aber auch ohne jene Rücksichtnahme, die er anderen Gästen, die keine Windjacke unter dem Mantel tragen, in solcher Situation erwiehen hätte. Max jammerte: „Der Mantel gehört mir nicht. Nehmen Sie die Windjacke; die gehört mir!“ Der Ober lächelte verächtlich; der Geschäftsführer, der unaufrichtig herbeieilte, war lächelte gleichfalls verächtlich. Der Ober hatte den Mantel schon auf dem Arme. „Wo sind Sie beschäftigt?“ fragte der Geschäftsführer. Er hielt Max für einen Kleiderdieb. Da nannte Max, Böses ahnend, das Geldstück.

Man telefonierte. Aber die Leitung war dauernd besetzt. Doktor Kolbe rief zum drittenmal wegen des Mantels an. „Unterwegs! Schon unterwegs!“ hatte der Meister ihn vor zwei Stunden geschickt. Jetzt rang er die Hände, nach sich vor lauter Angst und Verlegenheit mehrmals in den Finger und schwor Maria eine tüchtige Tracht Prügel an.

Dr. Kolbe mußte flüchtend mit einem anderen Mantel zur Kabine. Abends um neun brachte Max den Mantel seinem Herrn und Meister zurück.

Was soll man noch von Max berichten? Er kam zu einem Bader in die Leber. Kurt Rudolf Reuber

ALOIS NOLD
DIE HÖLLE
VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsgesellschaft Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Eine buntgemischte Gesellschaft hatte sich zusammengefunden. Interessant war es, wenn sich zwei Brüder hier unter dieser Gefangenenchar erkannten. Welche Gefühle mögen diese Menschen erlitten haben, wenn sie sich hier zum ersten Male fern der Heimat wiedersehen. Die Leute meinten laut auf, küßten und herzten sich.

Anderer aber verflochten sich trotz der gemeinamen Schwere des Schicksals auch hier mit bitterem Hass. Wegen irgend einer Kleinigkeit, oft auch wegen ungünstiger Auslagen bei Gerichtsverhandlungen, war zwischen den Gefangenen Todesfeindschaft ausgebrochen. Die Leute führten, wenn sie sich begegneten, regelrechte Zweikämpfe auf. Fast täglich konnte man Zeuge solcher Kämpfe sein. Die Bewachungsmannschaften trauten sich über solche Szenen und griffen nicht ein. Auch die Aufseher saßen ruhig zu und ließen die Kämpfer sich ausleben bis einer halbtot zusammenbrach. War die Schlacht zu Ende und der Sieger verzichtete auf den Tod des Besiegten, so wurden beide in Arrest gebracht. Die Kaufbolde erlebten aber meist nur eine kleine Ordnungsstrafe.

Wetzerh Tenor vor unserer Einschiffung sollten wir besseres Essen, Fleischsuppe und täglich ein Viertelliter Rotwein bekommen. Aber auf dem Papier mag diese Bestimmung wohl geschrieben haben. Niemals haben wir aber etwas von dieser Zulage. Im Gegenteil, das Essen wurde immer schlechter. Dazu war noch in allem Essen ein starkes Abdrümmittel beigemischt, das zu vielen Darmtranbeln führte, sogar das Trinkwasser enthielt diese Substanz. Alles Schimpfen half nichts. Wir mußten eben einfach, um unseren Durst zu stillen, aus den Kübeln, die im Hofe aufgestellt waren, trinken. Die Verwaltung wollte offenbar an uns bis zum letzten Tage ihrer sadistischen Lust tröten.

Den Gefangenen, die noch bei der Verwaltung Geld deponiert hatten, wurde dafür Wäsche und andere Gebrauchsgegenstände angeboten. Mochten die Leute von diesem Anerbieten Gebrauch, so erblickten sie für ihr Geld kaum die Hälfte der bestellten Sachen. Außerdem wurden sie gezwungen, das Kontobuch auf seine Rich-

tigkeit zu unterschreiben. Die Preise waren unlaublich und haarsträubend hoch. Himmelsstreichend war es, wie die Unzufriedenen betrogen wurden. Betrug, Lüge und Vergewaltigung waren die Leittöne dieser barbarischen Ausbeuter. Weigerte sich jemals einer der Armen, so zu tun, wie es die Peiniger verlangten, so konnte er einer unbarbarischen Prügelstrafe gewärtig sein.

Bestien
Es war auch keine Seltenheit, daß die Gefangenen zu homosexuellen Ausschweifungen, der Wärrer und Aufseher mißbraucht wurden. Andere wieder mußten bei den Vorgesetzten Onanie treiben. Und solche Schmeichele wollten noch gebildete Menschen sein und nannten sich Vorgesetzte. Der Haß und die Erbitterung gegen diese gemeinen verdorbenen Menschen waren grenzenlos.

Mit ihr noch ein furchtbarer Fall in Erinnerung. Ein Corporal spielte dabei die Hauptrolle. Auch er war homosexuell veranlagt und verlangte von einem Gefangenen, ihm zu seinem Begehren Werkzeug zu sein. Der Mann aber lebte die Zumutungen auf Saharste ab. Was nun folgte, ist ungläublich, aber Tatsache. Alle Gefangenen hatten sich zum Abendessen versammelt und ließen sich die Kost schmecken. Der Gefangene, der dem Corporal nicht zu Willen war, mußte sich auf dessen Befehl entkleiden. Dann ließ der bestialische Vorgesetzte den armen Kerl mit einem Stride an einem Querbaum aufhängen, mit dem Kopfe nach unten, überzog ihn mit Zuderwasser und ließ dann den Unzufriedenen zwei Stunden mit gebundenen Händen hängen. Das Zuderwasser lockte laufende Molliten an, die sich auf den nackten Körper des Armen setzten und ihm mit ihren Stichen furchtbare Schmerzen verursachten. Hätten nicht einige mitleidige Gefangene den scheinlich auerichtigten Menschen befreit, wäre er sicher elendiglich gestorben, als ein Opfer jenes tierisch veranlagten Vorgesetzten.

Einschiffung
Endlich kam die Zeit unserer Einschiffung. Tags zuvor erschien eine ärztliche Kommission. Die Untersuchung geschah natürlich nur zum Scheine. Jeder von uns sollte auf seinen Gesundheitszustand untersucht werden. Besser wäre es gewesen, man hätte die aus drei Aerzten bestehende Kommission auf ihren Gesteszustand untersucht! Ob ein Gefangener das Klima der französischen Strafkolonie ertragen würde oder nicht, danach wurde nicht gefragt. Die Hauptursache war, daß der Schein und die Vorherrschaft der Verwaltung gemehrt blieben. Der Schiffsarzt, der einen ganz brutalen Einbruch machte, war schon vollständig abgestumpft. Er lagte jedem von uns böhnisch ins Gesicht. Der Stabsarzt, einem

Kolonialreimant angehörend, ein echter Franzose, war nicht viel besser wie sein Kollege. Nur konnte er nicht böhnisch lächeln, dafür aber die Leute umso heftiger anstreifen. Der dritte im Bunde war der vollgesteifene Gefängnisarzt, der überhaupt kein Gemissen mehr hatte, und ohne mit der Wimper zu zucken, sogar Invaliden für gesund erklärte. Mit einem Wort gesagt: Das Trio war alles send zusammengesetzt. Es verstand kein Sandworte. Alle drei hatten ihr Gemissen mit samt ihrem Verstand verloren. Ganz anders aber zeigte sich der Unterschied zwischen diesen drei Medizinern und uns Sträflingen, jene drei willkürlich und übermächtig, wir aber abgemagert und unterernährt.

Kaum eine halbe Stunde dauerte das Untersuchungsmandat. Wir halbtote Menschen waren alle für gesund und fähig erklärt worden, drüben in der tropischen Strafkolonie Schmararbeit zu verrichten. Es war recht so! Die Schwermurgenleidenden waren abgebeißt. Nur die Launen und Krämpfe mit einem Bein und ohne beide Beine konnten nicht laufen. Aber auch das machte nichts. Sie brauchten ja auch nicht zu laufen, sie durften ja mit einem Schiff fahren, eine Erholungsreise machen. „Ni diese Tatsache nicht himmelschreiend?“ saate ich zu einem Leidsenshosen. Der meinte gelassen: „Wenn noch einer da wäre ohne Kopf, müßte er auch mit zur Strafkolonie.“

Im Laufe des Nachmittags trafen die Begleitmannschaften ein. Auch die Einkleidung erfolgte noch am selbigen Tage. Im großen Hofe der Anstalt mußten wir uns vollständig entkleiden. Was für Gestelle von Menschen sah man da! Nur noch Knochen und die Haut darüber gespannt, damit das Gerinne nicht auseinanderfallen konnte. Eine Normalbildung bekam der alte Scheuerbrunn ganz gewiß nicht; vielleicht war es auch gut so. Wir erhielten einen sogenannten Seefad, ähnlich wie ihn die Seeleute zu haben pflegen. Der Fad enthielt einen Unzus aus grober, grauer Leinwand, einen Unzus aus grauem wollartiem Stoff, bestehend aus einer Hofe nebst Wulst, zwei atobienenen fedgaurten Seenden, Soleschuben, Wafschbürste, Schmaß mit Pöfel, Räuse, eine lange Stoffschleimische mit einer Wolldecke.

Jeder hatte seine sieben Sachen zusammen und empfing seine Stoffschleimische, die recht gut zum letzten Male auf afrikanischem Boden schmeckte. Die letzte Nacht auf afrikanischem Boden war angebrochen. Die Gnadenmacht. Nicht umsonst nennt man sie so, denn es dürfte wohl die einzige Nacht für Strafkolonien in Afrika sein, in der den Gefangenen gestattet wird, sich zu unterziehen, wie sie wollen. Kaum waren wir mit dem Essen zu Ende, so ging ein hin und her los, ein Tumult, daß man kaum mehr sein eigenes Wort verstehen konnte. Demungunglos. Disziplinlos schmeckten sie alle nur so darauf los. (Fortsetzung folgt.)